

Rundbrief 3 / 2026



**Braunschweig
im
Juli 2026
Tamus 5786**



Propst Heinrich Grüber - Gerechter unter den Völkern

Prof Dr. Andreas Nachama

1. Gerechte unter den Völkern

Am 28. April 1964 wurde von der Jerusalemer Gedenkstätte »Yad VaSchem« die erst seit 1963 vergebene höchste Ehrung für Ausländer als »Gerechter unter den Völkern« dem evangelischen Theologen Heinrich Grüber(1), der in Berlin

wirkte, für sein lebensrettendes Wirken gegen die NS-Judenpolitik zuteil. Mehr als zwei Jahre war der evangelische Theologe deshalb im KZ Sachsenhausen interniert. Der Begriff der »Chassidej Ummot leolam« - »Gerechter unter den Völkern« ist keine Erfindung der Gedenkstätte Yad Va-Schem im 20. Jahrhundert, sondern ist ein rabbinisches Konzept zur Klassifikation von Gerechten.

Maimonides(2): schreibt:

– «וכן חסידי אמות העולם יש להם חלק לעולם הבא»

»Die Gerechten der Welt haben Anteil am ewigen Leben.« (3)

Diese Überlegung, die weit über den Kreis der Israeliten hinausgeht, schließt an mehrere biblische wie talmudische Konzepte an. Zunächst geht diese Vorstellung auf die biblische Erzählung über das Wirken des Noach(4) zurück. Noach wird »als Gerechter seiner Zeit«(5) - noch nicht als gläubiger Nachfahre Abrahams, bezeichnet. Grund dafür war, dass nicht die ganze Welt zerstört wurde, sondern um seinetwillen mit der Arche und den dorthinein geretteten Lebewesen die Welt erhalten wurde.

Interessant ist, dass in der Weiterentwicklung des Konzepts der für Noach benutzte Begriff »Zadik« mit dem Begriff »Chassid« substituiert wird.

Maimonides Konzept reicht aber weiter als die biblische Rettung des Noach, denn zwischenzeitlich gibt es die Gläubigen Nachfahren Abrahams - in der Sicht der Rabbiner die Israeliten -, aber auch die anderen Völker.

Deren Religion hat der Talmud einen ganzen Traktat »Avoda Zara«(6) gewidmet. Die »Gerechten unter den Völkern« sind vornehmlich die

Gerechten der Andersgläubigen. Im BT, Traktat Berachot, heißt es dazu:

»Wer gottesfürchtig ist, dessen Worte werden erhört, wie es heißt, endlich, alles wird dem erhört, der Gott fürchtet. Was bedeutet:

Denn dies ist der ganze Mensch? R. Eleazar sagte: Es sprach der

Heilige, gebenedeit sei er: Die ganze Welt ist nur seinetwegen erschaffen worden.«(7)

Wenn also ein Nichtjude zum Gerechten der Welt werden kann, dann ist er im Status frömmster Menschen: Um ihretwillen wurde die Welt geschaffen bzw. wird sie erhalten. Damit werden im Sinne von frommem Wirken und guten Taten jüdische und nichtjüdische Fromme kaum unterschieden.

Im Babylonischen Talmud schwimmt der Unterschied zwischen ihnen, denn wir lesen, dass es **30 Fromme im »Jisraelland« und 15 in**

Babylonien gäbe, »durch die die Welt besteht«. Rabbi Jehuda lehrte aber auch, dass es unter den »weltlichen Völkern«, also den Nichtjuden, ebenfalls »dreißig Fromme« gäbe, »durch die die weltlichen Völker bestehen.«(8) So schlussfolgert Rabbi Isaak ben Moses Arama's(9): **»Jeder wahrhaft fromme Nichtjude gleicht einem Israeliten.«(10)**

An diese mittelalterlichen Positionen knüpften seit der Aufklärung progressive jüdische Positionen dem Christentum gegenüber an und ganz

offenbar auch die israelische Gedenkstätte Mitte der 1960er Jahre mit ihrem eben auf Nichtjuden, d.h. in der Regel Christen, bezogenen Auszeichnungs- und Ehrungsprogramm.

So schön sich diese Diskurse als Vorläufer eines christlich-jüdischen Dialogs lesen, man sollte dabei im Auge behalten, dass aus mitteleuropäischer orthodox-jüdischer Sicht bis in die Gegenwart hinein das Christentum als grundlegend götzendienerisch bezeichnet wurde. Vor diesem Hintergrund sind sowohl die mittelalterliche Position des Maimonides als auch die Konsequenzen jüdisch-progressiver Denker des 19. und 20. Jahrhunderts als Wegbereiter"(11) eines christlich-jüdischen Dialogs besonders bemerkens-wert(12).

2. Heinrich Grüber - persönliche Erinnerungen

Heinrich Grüber(13), Propst der evangelischen Kirche in Berlin, war ein Freund meines Vaters, Estrongo Nachama", Vorbeter der jüdischen Gemeinde zu Berlin. Die beiden kannten sich, weil beide - zu unterschiedlichen Zeiten - im KZ-Sachsenhausen interniert waren und sich offenbar bei einer Veranstaltung der ehemaligen Häftlinge von Sachsenhausen im Nachkriegsberlin kennen gelernt hatten. Heinrich Grüber war meiner Erinnerung nach in den 1960er Jahren ein oft gesehener Gast meiner Eltern. Estrongo hatte in seiner Funktion als Vorbeter der Jüdischen Gemeinde Berlin bereits in den frühen 1950er Jahren eine aktive Rolle im christlich-jüdischen Dialog übernommen. Meine Mutter, Lilli Nachama, stand Grüber etwas distanzierter gegenüber, denn als eine Frau, die versteckt von Nichtjuden zweieinhalb Jahre von der Fabrik-Aktion 1943 bis zum Ende der Nazi-Zeit überlebt hatte, merkte sie gelegentlich kritisch an, dass das »Büro Pfarrer Grüber« »nichtarische Christen« betreute", für sie aber als Glaubensjüdin keinerlei Erleichterung oder Hilfe brachte. Gleichwohl hat sie Grübers Engagement gegen die NS-Rassepolitik und die von ihm dadurch auf sich genommenen Gefahren, die ihn bis zur KZ-Haft von 1940 bis 1943 geführt haben, anerkannt. Tatsächlich hatte er 1936 bis zu seiner Verhaftung 1940 eine »Hilfsstelle für evangelische Rasseverfolgte« - »Büro Grüber« genannt eingerichtet, das einer großen Anzahl von Verfolgten zur Auswanderung verhalf. Kam Grüber zum Kaffeetrinken in den 1960er Jahren an einem Sonntagnachmittag in mein elterliches Haus, dann würde er auch immer mit mir über den für diese Woche aktuellen Abschnitt aus dem Lesezyklus des Pentateuch gesprochen haben. Anders als im Deutschunterricht in der

Schule, wo die Interpretation eines Gedichts immer nur so ausgelegt werden konnte, wie sich das die Lehrerin oder der Lehrer vorstellte, war es hier anders. Ich erzählte die von meinem Vater mir vermittelte Version des Textes, Grüber setzte ein christliches Textverständnis daneben. Zwei oft sehr unterschiedliche Verstehensweisen des gleichen Texts: Ich fand das faszinierend. Bibelinterpretation im christlich-jüdischen Diskurs: Ganze Bibliotheken haben die Rabbiner über die Worte der Schrift geschrieben, getreu der Worte des Psalm 62 Vers 12 »Eines hat Gott geredet, ein Zweifaches habe ich gehört!«

Und so gibt es in meiner Synagogengemeinde in der Tradition Grübers seit über ein Jahrzehnt einen theologischen Arbeitskreis, der etwa paritätisch christlich und jüdisch besetzt ist und im Dialog mit einer Pfarrerin versucht, biblische Geschichten und Bücher zu lesen.

Mein persönliches Interesse als Jugendlicher an Heinrich Grüber kam aber zunächst nicht durch christlich-jüdische Glaubensgespräche zustande, sondern dadurch, dass Grüber der erste nichtjüdische Israelreisende war, den ich kennenlernte. Das hatte zum einen damit zu tun, dass Fernreisen in den frühen 1960er Jahren noch nicht so weit verbreitet waren wie etwa in den 1970er oder späteren Jahren, zum anderen damit, dass es zu dieser Zeit noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und dem Staat Israel gab und dass noch keine direkten Flugverbindungen zwischen Westdeutschland und Israel eingerichtet waren.

Heinrich Grüber fuhr 1961 (70-jährig) nicht als Pilger oder Privatreisender nach Jerusalem, sondern als **einziger deutscher Zeuge** im Eichmann-Prozess. Seine von ihm mit großer Emotion und innerlicher Anteilnahme gegebenen Reiseberichte erzählten von dem kleinen Land, das sehr stark mediterran geprägt war, in dem er eine große Zahl von Berliner Juden getroffen hatte, die während des Dritten Reiches von ihren christlichen Ehepartnern oder anderen Christen geschützt oder versteckt worden waren und sich dann nach 1945 zu einer Emigration nach Israel entschlossen hatten. Er hatte deutschsprachige Tageszeitungen aus Israel mitgebracht und berichtete von einer deutsch-jüdischen Szene, die in Cafeläusern in Tel Aviv oder zu gelehrten Vorträgen oder Literaturlesungen in privaten Wohnungen regelmäßig zusammenkam. Heinrich Grüber schilderte in bewegten Worten sein Zusammentreffen mit Adolf Eichmann vor Gericht. Grüber kannte Eichmann tatsächlich durch zahlreiche Besuche in dessen Dienststelle in der Berliner Kurfürstenstraße 115/116, wo er versuchte, in einzelnen Fällen durch persönliche Fürsprache Ausnahmen zu erwirken. Dort, wo einst die Außenstelle des

Reichssicherheitshauptamt mit dem Stellenzeichen IV/B/4 war, steht heute das Hotel Sylter Hof und eine von der Firma Wall aufgestellte Überdachung einer Bushaltestelle", die an das traurige Geschehen dort erinnert.

Die 1961 regelmäßig vom Deutschen Fernsehen ausgestrahlten Prozessberichte aus Jerusalem habe ich allesamt nicht gesehen, denn in meinem Elternhaus gab es erst ab Ende 1964 einen Fernsehapparat. Als der Prozess lief und Grüber als Zeuge in Jerusalem weilte, verbreitete sich unter den Berliner Juden und den »Rasseverfolgten« die Nachricht, dass Heinrich Grüber mit seinem Auftritt vor dem Gericht in der Wochenschau zu sehen war. Diese etwa 20-minütigen Wochenschauen liefen in den Kinos vor den Spielfilmen, aber auch in einem Aktualitätenkino »AKI« nahe dem Bahnhof Zoo im Kontext eines etwa einstündigen Programms, das daneben noch einen Sportbericht, einen Zeichentrickfilm und einen Streifen über entlegene Landschaften oder unbekannte Tierwelten beinhaltete. Man konnte nach dem Bezahlen eines geringen Eintrittspreises zu jeder Zeit in das laufende Programm gehen und würde das Kino dann verlassen, wenn man an der Stelle anlangte, an der man in das laufende Programm eingestiegen war. Um also Heinrich Grüber in seinem Auftritt in Jerusalem zu sehen, gingen mein Vater und ich ins AKI. Tatsächlich war es das erste Mal, dass ich im Kino eine mir leibhaftig bekannte Person sah - wir waren so begeistert, dass wir nach einer Stunde uns das gesamte Programm nochmals ansahen, um Grübers doch sehr kurzen Auftritt in der Wochenschau nochmals in Augenschein zu nehmen.

Grüber:

»Ich habe von ihm den Eindruck gehabt, und bitte den Angeklagten, das mir nicht übel zu nehmen, wenn ich es offen sage, ich bin ohne Haß und Rachegefühl hierhergekommen, aber ich habe von ihm den Eindruck eines Mannes, der da sitzt wie ein Eisblock und wie ein Marmorblock und alles, was man versucht heranzubringen, das prallt ab. Und andererseits hatte ich auch, und das war nicht nur meine Meinung, denn Sie müssen wissen, daß in den Kreisen der Berliner Juden und auch derer, die sich mit dem schweren Schicksal befassen, der Name ein Symbol geworden war. Ein trauriges Symbol. Er ist so etwas, was wir damals nannten, »Landsknecht-Typ«. Wir unterscheiden zwischen Soldaten und Landsknechten. Der Landsknecht ist der, der mit seiner Uniform, die er anzieht, das Gewissen und den Verstand ablegt. Und das war so der Eindruck, den wir damals, nicht nur ich, sondern meine Mitarbeiter und Freunde hatten.«

Ich traf Heinrich Grüber bis zu seinem Ableben 1975 mehrmals jährlich im Kontext von Geburtstagsfeiern von betagten Überlebenden, die aus dem

Umfeld der NS-Verfolgten stammten - oft zusammen mit meinem Vater, der diesem als »unbesungenen Helden« von der Jüdischen Gemeinde geehrten Christen dann einen persönlichen Geburtstagsgruß der Jüdischen Gemeinde überbracht hat. Grüber kam dann jedes Mal auf den Eichmannprozess und seine Reise nach Jerusalem zu sprechen und verlieh mit Nachdruck und innerer Anteilnahme seiner Verärgerung über die Teilnahmslosigkeit Eichmanns im Prozess Ausdruck. Er verband diese durchaus emotionalen Worte zugleich mit der Hoffnung, dass der christlich-jüdische Dialog, wie er sich eben in der Nachkriegszeit entwickelt hat, auch von zukünftigen Generationen als verpflichtendes Erbe angesehen werde.

3. Fazit

Der interreligiöse Diskurs in dem ich aufwuchs, basierte auf den unter (1) dargelegten grundlegenden Einsichten zum Christentum. Es wurde in meinem Elternhaus wie das rabbinische Judentum als Tochterreligion der mit der Zerstörung des Tempels untergegangenen altisraelitischen Opferreligion betrachtet. Rabbinisches Judentum und Christentum mussten die auf den Tempel und die Zentralität Jerusalems ausgerichteten Bräuche substituieren und universalisieren. Ich fand es immer faszinierend zu sehen, was meine Religion, aber auch was das Christentum aus den gleichen biblischen Vorbildern gemacht haben. Mit den unter (2) geschilderten Begegnungen mit Heinrich Grüber begann ein Diskurs in Respekt über die verschiedenen Wege, die Menschen zu Gott führen. Die Erinnerung an diese Gespräche mit Propst Heinrich Grüber verbindet mich bis heute mit Christen, Muslimen, aber auch Andersgläubigen.

Anmerkungen:

Geboren in Stolberg (Rheinland) 1891 - gestorben 29. November 1975 in Berlin.

2 Geboren zwischen 1135 und 1138 in Córdoba, Spanien - gestorben 1204 in Kairo.

3 Torat Emet 363, Mischneh

Torah, Repentance 3:5).

4 Genesis Kap. 6,9 - 9,28.

5 Genesis 6,9.

BT, Avoda Zara; vgl. Lazarus Goldschmidt (Hrsg.), Babylonischer Talmud. mit Einschluss der vollständigen M ñnah. Berlin, Wien 1925 ff, Bd. 7, S. 795-1047.

BT, Berachot 6b; zitiert nach: Lazarus Goldschmidt (Hrsg.), Babylonischer Talmud. mit Einschluss der vollständigen Mignah. Berlin, Wien 1925 ff, Bd. 1, S. 18 f

8 BT, Holin 92; zitiert nach: Lazarus Goldschmidt (Hrsg.), Babylonischer Talmud. mit Einschluss der vollständigen Mgnah. Berlin, Wien 1925 ff, S. 1102.

9 Geb. in Zamora, Spanien 1420 - verstorben in Neapel, 1494.

10 Encyclopaedia Judaica. Geoffrey Wigoder/Fern Seckbach/Hillel Wiseberg (Hrsg.), Jerusalem 1971 ff, Bd.7, Sp. 1383.

11 Deutscher Koordinierungsrat/Rudolf W. Sirsch/u.a. (Hrsg.), Das Recht des Anderen. 70 Jahre Deutscher Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Bad Nauheim 2019, S. 140 f.

12 Walter Homolka, Andreas Nachama: Für orthodoxe Juden ist das Christentum weiterhin Götzendienst Von der Verachtung zur Kooperation? In: Herder KORRESPONDENZ 4/2021, S. 46f. Rabbiner Jehoschua Ahrens glaubte zuletzt zu beobachten, dass auch das orthodoxe Judentum das Christentum als gleichberechtigte Religion respektiere und den Dialog auf Augenhöhe suche (vgl. Herder Korrespondenz, März 2021, S. 20-22).

Dagegen eine Rezension in der israelischen Tageszeitung Haaretz: »Wir verfluchen das Christentum dreimal am Tag<: Kann es eine wahre Versöhnung zwischen Juden und Christen geben?«:

<https://www.haaretz.com/life/books/premium.maRazine-we-curse-christianity-three-times-a-day-can-ews-and-christians-truly-reconcile-1.9072566> [letzter Abruf 26.03.2026]

13 Zu Heinrich Gräber im Allgemeinen: Beate Barwich (Hrsg.), Veni creator spiritus. Heinrich Gräber - Gerechter unter den Völkern. Leipzig 2014. 14 Zu Estrongo Nachama: Claudia Keller, Lilli und Estrongo Nachama. Zwei Solisten, ein Paar. (Jüdische Miniaturen, Band 223). Berlin, 2018.

15 Lisa Hauff, Mahnort Kurfürstenstraße 115/116. Berlin 2012 = Topographie des Terrors, Notizen Bd. 3.

16 Der Prozess - Adolf Eichmann vor Gericht, Stiftung Topographie des Terrors u. a. (Hrsg.), Berlin 2011, 153.



Prof. Dr. Andreas Nachama, seit 2016
Jüdischer Präsident des Deutschen
Koordinierungsrates der Gesellschaften für
christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR)

Aus: Hilfe und Widerstand – Zum 50. Todestag von Heinrich Gräber

©Evangelische Akademie zu Berlin

Mut im Verborgenen - Elisabeth Schmitz und ihre Denkschrift gegen die NS-Judenverfolgung

Manfred Gailus



Elisabeth Schmitz im Januar 1948

Die promovierte Historikerin und Lehrerin Elisabeth Schmitz (1893–1977) setzte sich gegen die NS-Judenverfolgung ein.

Vor 90 Jahren, am 8. Mai 1936, schloss sie eine Denkschrift ab, worin sie Maßnahmen der nationalsozialistischen Judenpolitik scharf anprangerte und zugleich die Bekennende

Kirche ermahnte, endlich öffentlich gegen Diskriminierung und Verfolgung der Juden sowie christlicher „Nichtarier“ zu protestieren. Der Berliner Historiker Manfred Gailus beschreibt die Resonanz.

Noch immer nimmt Elisabeth Schmitz in der aktuellen protestantischen Erinnerungs- und Gedenkkultur nicht jenen Platz ein, der ihr aufgrund ihres mutigen Widerstands gegen die NS-Judenverfolgung gebührt. In den Jahren 1935/36 verfasste die promovierte Historikerin (1893–1977) eine hellsichtige Denkschrift, worin sie Maßnahmen der nationalsozialistischen Judenpolitik scharf anprangerte und zugleich die Bekennende Kirche (BK), der sie selbst angehörte, ermahnte, endlich öffentlich gegen Diskriminierung und Verfolgung der Juden sowie christlicher „Nichtarier“ zu protestieren und praktische Solidarität zu üben. Die verbeamtete Studienrätin schrieb ihren aufrüttelnden Text notgedrungen anonym, denn mit Namensangabe hätte sie Entlassung und Schlimmeres zu gewärtigen gehabt. 90 Jahre nach Fertigstellung ihres Memorandums ist an ihre Tat zu erinnern, verbunden mit dem Aufruf, die Widerstandsaktionen dieser Lehrerin ins Gedächtnis zu rufen, ihr Vorbild einer widerständigen Haltung in den aktuellen Kampf gegen anschwellenden Antisemitismus einzubringen und angemessen zu würdigen.

Im Sommer 1935 ging eine Welle antijüdischer Gewalt durch das Land: Geschäfte wurden boykottiert, an Ladenfronten sah man antisemitische Hassparolen, jüdische Friedhöfe wurden zerstört und Synagogen beschmiert. In Berlin eskalierten antijüdische Krawalle auf dem Kurfürstendamm vor den Türen der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, deren Bekenntnisgruppe Schmitz angehörte. Wie jedes Jahr hatte sich die Studienrätin auch während der Sommerferien 1935 zur Erholung in das ruhige Hanauer Elternhaus zurückgezogen. Wohl hier

reifte der Gedanke, mehr zu tun, als immer wieder nur mahnende Worte und vergebliche Aufrufe an Führungsmänner der BK zu richten. Sie habe jetzt, so vermerkte sie am 16. Juli auf einer Postkarte an ihre Freundin Elisabeth von Harnack, eine „kleine Erika“ erstanden und lerne Maschineschreiben.

Das war der Beginn ihrer Denkschriftaktion. Zurück in Berlin, überreichte sie einem Pfarrer den ersten Teil ihres Memorandums „Zur Lage der deutschen Nichtarier“. Zu einer Beratung ihres Textes auf der preußischen Bekenntnissynode (23. bis 26. September) in Berlin-Steglitz, worauf Schmitz womöglich gehofft hatte, kam es jedoch nicht.

Unsägliche Verlautbarungen

In ihrer Denkschrift schildert Schmitz anhand beschämender Beispiele die „Aufhetzung der öffentlichen Meinung“ und die „Folgen der Verhetzung“. Besondere Sensibilität bewies die Lehrerin für den diskriminierenden Umgang mit „nichtarischen“ Kindern in den Schulen. Vieles kannte sie aus eigener Anschauung.

Jüdischen Kindern würden immer wieder die Hefte zerrissen oder das Frühstücksbrot weggenommen. Es seien christliche Kinder, die solches täten, und christliche Eltern, Lehrer und Pfarrer, die solche Missetaten geschehen ließen. Ein Lehrer habe in seiner Schulklasse immer wieder gefragt: Wer ist „nichtarisch“? Er habe ein Kind aus einer evangelischen Familie immer wieder gezwungen, als Einziges aufzustehen; schließlich musste es von der Schule genommen werden. In Hessen wurde ein Kind genötigt, die Schule zu verlassen, nachdem sämtliche Kinder durch Schulboykott dem Unterricht ferngeblieben waren. Schmitz zitiert aus den unsäglichen Verlautbarungen des Brandenburger NS-Gauleiters und Oberpräsidenten Wilhelm Kube, der biografisch Kirchennähe aufwies und seit 1930 zu den Initiatoren der Glaubensbewegung Deutsche Christen gehörte. Im Mai 1934 schrieb Kube im Cottbuser Anzeiger, Juden seien die personifizierte Verneinung, der Deutsche hingegen die „gottgewollte und gottbedingte Schöpfungskraft“. Auf wirtschaftlichem Gebiet, so Schmitz weiter, sei ein wütender Konkurrenzkampf entbrannt, in dem der Schwächere brutal zu Bodengetreten werde. Es sei keine Übertreibung, urteilt sie bereits im Jahr 1935, wenn von einem „Versuch der Ausrottung des Judentums“ gesprochen werde. Und warum tue die Kirche nichts, fragt Schmitz zum wiederholten Mal: „Sollte denn alles das, was mit der heute so verachteten Humanität schlechterdings unvereinbar ist, mit dem

Handschriftlicher Entwurf der Denkschrift "Zur Lage der deutschen Nichtarier"

Christentum vereinbar sein?“ Die Resonanz auf das brisante Memorandum war gering. Keine Institution der Bekennenden Kirche hatte seit September 1935 den Mut, damit an die Öffentlichkeit zu gehen. Dietrich Bonhoeffer hielt ein Exemplar in Händen und schickte es an Pfarrer Julius Rieger in London. Schmitz sammelte unterdessen weiteres Material. Am 8. Mai 1936 schloss sie den erweiterten Text mit einem Nachtrag „Folgen der Nürnberger Gesetze“ ab. Zum „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ bemerkt sie: „Schon der Titel konnte nicht verletzender gewählt werden. Das Gesetz ruht auf dem Mythos von

Blut und Rasse. Was noch gestern selbstverständlich war, was in allen Ländern der Erde selbstverständlich ist, ist heute als ‚Rassenschande‘ unter Zuchthausstrafe gestellt.“ Die beschämenden Eingriffe durch Rassengesetze im Fall von Eheschließungen, beim Hausangestelltenparagrafen und im Reichsbürgergesetz, in Erziehung und Schulen, beim Arierparagrafen in der Wirtschaft schildert sie anhand drastischer Beispiele. Schmitz verweist schließlich auf einen Artikel der Londoner Times vom November 1935 zur Judenverfolgung, überschrieben „A cold pogrom“. Nazi-Schlagworte wie „Juda, verrecke“, bemerkt sie, seien im englischen Text in deutscher Sprache zitiert. Auf der Grundlage von Statistiken jüdischer Gemeindeblätter über Geburten und Sterbefälle errechnet Schmitz, dass sich die Zahl jüdischer Sterbefälle zu Geburten inzwischen im Verhältnis von 6:1 bewegt. Mit unbarmherziger Sachlichkeit zeigten diese Zahlen den Erfolg des „kalten Pogroms“ an. Zwar sei in der Osterbotschaft der Bekennenden Kirche die Rede davon, dass die Ehre des Wehrlosen in den Staub getreten werde. Aber hier, so hält sie dagegen, gehe es schon längst nicht mehr um die Ehre. „Es geht um die Existenz von Hunderttausenden, es geht um das nackte Leben. Und es geht um die Haltung der Christen, der Gemeinde, der Kirche. Es geht um die Schuld des Volkes und um die Sünde der Kirche.“ Die Verbreitung ihrer Protestschrift nahm sie nun selbst in die Hand: Schmitz erwarb einen Vervielfältigungsapparat – was unter den restriktiven

Verhältnissen einer scharf kontrollierten Öffentlichkeit im NS-Regime schwierig genug war –, übertrug den gesamten Text von gut 20 Seiten auf Matrizen und stellte in ihrer Wohnung 200 Exemplare her. Das waren riesige Stapel von Papier, ein Gestapo-Besuch in ihrer Wohnung hätte für sie höchst unangenehme Folgen gehabt. Im Sommer 1936 – viele Deutsche befanden sich bereits im Sportfieber der Olympischen Spiele – reichte sie ihre brisanten Schriftstücke landesweit an namhafte Theologen der Bekennenden Kirche und Leitungsgremien der Kirchenopposition weiter, so an die 2. Vorläufige Leitung der BK, an die Bruderräte von Preußen, Kurhessen, Berlin-Brandenburg sowie an die Württembergische Sozietät. Und erstmals traf sie während dieser Sommerferien zum Gespräch mit Karl Barth in Basel zusammen. Auf der Rückreise berichtete sie ihm brieflich: Sie hätte ihm noch viel zu sagen und ihn zu fragen gehabt. Sie bat den Schweizer reformierten Theologen erneut, er möge sich der drängenden „Judenfrage“ als eines theologischen Problems in einer Weise annehmen, dass die Kirchenopposition davon Gebrauch machen könne. Was sie mit ihrer Aktion bewirken wolle, sei einfach nur dies: „... dass ich nicht als Privatperson XY einigen mir zufällig erreichbaren Pfarrern Material gebe, sondern dass die Kirche anerkennt, dass es sich um ein Gebiet handelt, das sie angeht, u. dass sie meine Arbeit in irgendeiner Form als einen ihr erwiesenen Dienst annimmt.“

Ein Jahrhundertbrief

Die Schreckenstage um den 9. November 1938 versetzten Schmitz in permanente Unruhe. Seitdem weigerte sie sich aus Gewissensgründen, weiter in einer Schule des „Dritten Reichs“ zu unterrichten. Zusammen mit ihrer „nichtarischen“ Freundin Dr. Martha Kassel besuchte sie Helmut Gollwitzers berühmte Dahlemer Bußtagspredigt vom 16. November. Wenige Tage später resümierte sie in einem Schreiben an ihn, das ich wegen seiner Klarheit als Jahrhundertbrief bezeichnen möchte: „Als wir zum 1. April 33 schwiegen, als wir schwiegen zu den Stürmerkästen, zu der satanischen Hetze der Presse, zur Vergiftung der Seele des Volkes und der Jugend, zur Zerstörung der Existenzen und der Ehen durch so genannte ‚Gesetze‘, zu den Methoden von Buchenwald – da und tausendmal sonst sind wir schuldig geworden am 10. November 1938. Und nun? Es scheint, daß die Kirche auch dieses Mal, wo ja nun wirklich die Steine schreien, es der Einsicht und dem Mut des einzelnen Pfarrers überläßt, ob er etwas sagen will, und was.“

Mit Geschick und Glück ließ sich die Pädagogin durch Mithilfe von guten Freunden in der Schulverwaltung im Alter von 45 Jahren zum 1. April 1939 frühpensionieren. Sie nahm während der Kriegsjahre aktiv am

Rettungswiderstand teil und stellte für Untergetauchte auch ihre Wohnung zur Verfügung. Eine Schmitz entscheidend prägende Lebensphase kam nun an ein Ende: Im Jahr 1915 war sie nach Berlin gekommen, um bei Adolf von Harnack und Friedrich Meinecke Theologie und Geschichte zu studieren. Nach dreißig aufregenden Jahren kehrte sie 1943 in ihre Heimatstadt Hanau zurück. Von ihrer Denkschriftenaktion sprach sie nach dem Krieg nicht. Und andere, die von ihrer verborgenen Autorschaft wussten, sprachen auch nicht davon. Sie verstarb am 10. September 1977 im Alter von 84 Jahren.

Es dauerte mehr als ein halbes Jahrhundert, bis endlich durch eine Publikation (1999) ihrer ehemaligen Schülerin Dietgard Meyer enthüllt werden konnte, dass es die unbekannte Lehrerin Elisabeth Schmitz gewesen war, die 1935–36 die anonyme Denkschrift gegen die Judenverfolgung geschrieben hatte. Wenige Jahre später entdeckte der kirchlich engagierte Hobby-Historiker Gerhard Lüdecke in einem Hanauer Kirchenkeller die von Staub bedeckte Aktentasche der Lehrerin mit wichtigen biografischen Dokumenten, darunter ihr handschriftlicher Entwurf der Denkschrift.

Nun endlich kam eine posthume Anerkennung und Würdigung in Gang, besonders in Hanau: Ehrenggrab und würdiger Gedenkstein auf dem Hauptfriedhof, eine Elisabeth-Schmitz-Straße, Benennung einer Schule, Gedenktafel an ihrem Wohnhaus. Im April 2014 folgte eine feierliche Zeremonie aus Anlass ihrer Anerkennung als „Gerechte unter den Völkern“ durch Yad Vashem (Jerusalem) im Hanauer Schloss Philippsruhe.

Noch immer viel zu unbekannt

Berlin – die Stadt, wo sie drei Jahrzehnte wirkte und wo sie zu jener Persönlichkeit heranreifte, an die wir uns heute nicht ohne Bewunderung erinnern –, Berlin blieb deutlich dahinter zurück: Es gibt noch immer keine Elisabeth-Schmitz-Straße in der Hauptstadt; keine der vielen neugegründeten evangelischen Schulen ist nach der vorbildlichen Pädagogin benannt; keine geeignete kirchliche Einrichtung trägt bisher ihren Namen. Es ist höchste Zeit, dies zu ändern. Im Jahr 2027 jährt sich Schmitz' Todestag zum 50. Mal. Nicht nur Hanau und Berlin, sondern die Evangelischen landesweit und überhaupt alle engagierten Menschen im Kampf gegen die aktuelle Zunahme von Antisemitismus und Rechtspopulismus sind aufgerufen, sich des beispielhaft widerständigen Handelns dieser noch immer viel zu unbekannten Historikerin, Pädagogin und bekennenden Christin zu erinnern und sie und ihr Engagement zu würdigen.



Manfred Gailus ist ein deutscher Historiker und Hochschullehrer. Seit 2005 ist er außerplanmäßiger Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin. Seine Biographie von Elisabeth Schmitz fand in der Kritik eine breite Aufmerksamkeit.

©Zeitzeichen – Evangelische Kommentare 5 / Mai 2026

Aus der jüdischen Welt

Wissensreihe - „da'at / דעת“

Wir erklären häufige Begriffe und Definitionen

Diesen Monat setzen wir unsere Wissensreihe „da'at / דעת“ fort! Oftmals werden Begriffe falsch gebraucht oder missverstanden. Wir möchten helfen das zu ändern! Du denkst dir schon lange „was bedeutet eigentlich...?“ und hast noch keine Antwort gefunden? Schreib uns einfach eine E-Mail! Wir sind gerne für deine Anliegen und Fragen da!

Diesmal sprechen wir über „**Maimonides**“!

Maimonides (hebräisch: מִימון בֶּן מֹשֶׁה, Mosche ben Maimon), auch bekannt unter dem Akronym „Rambam“, war einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten des Mittelalters.



Er wurde 1138 in Córdoba (Spanien) geboren und starb 1204 in Fustat (Ägypten). Maimonides wirkte als Rabbiner, Philosoph und Arzt und prägte das jüdische Denken nachhaltig – sowohl in religiöser als auch in intellektueller Hinsicht.

Sein Leben war von politischen Umbrüchen geprägt. Aufgrund der Verfolgung von Juden unter

den Almohaden musste seine Familie Spanien verlassen und lebte zeitweise in Nordafrika, bevor sie sich schließlich in Ägypten niederließ. Dort wurde

Maimonides zu einer zentralen Autorität der jüdischen Gemeinde und war zugleich als Leibarzt am Hof tätig.

Maimonides ist besonders für seine systematische Darstellung des jüdischen Religionsgesetzes bekannt. In seinem Werk „Mischne Tora“ ordnete er erstmals die gesamte Halacha klar und übersichtlich. Ziel war es, die komplexen Diskussionen des Talmuds zugänglich zu machen und praktische Orientierung für das religiöse Leben zu bieten. Dieses Werk zählt bis heute zu den wichtigsten Kodifikationen des jüdischen Rechts.

Ein weiteres zentrales Werk ist der „Führer der Unschlüssigen“ („More Nevuchim“), in dem Maimonides versucht, den Glauben mit der Philosophie – insbesondere mit dem Denken des Aristoteles – in Einklang zu bringen. Er vertritt darin die Auffassung, dass Glaube und Vernunft keinen Widerspruch darstellen, sondern sich ergänzen können. Diese Verbindung von religiöser Tradition und rationalem Denken machte ihn zu einer Schlüsselfigur nicht nur im Judentum, sondern auch in der mittelalterlichen Philosophie insgesamt.

Maimonides formulierte zudem grundlegende Glaubensprinzipien, darunter die berühmten „13 Glaubensartikel“, die bis heute in vielen jüdischen Traditionen eine wichtige Rolle spielen. Sie fassen zentrale Überzeugungen des Judentums zusammen, etwa den Glauben an die Einheit Gottes, die Offenbarung der Tora und die Hoffnung auf Erlösung.

Die Wirkung von Maimonides reicht weit über seine eigene Zeit hinaus. Seine Werke wurden in viele Sprachen übersetzt und sowohl in jüdischen als auch in christlichen und islamischen Kontexten rezipiert. Bis heute gilt er als eine der prägendsten Gestalten der jüdischen Geistesgeschichte; als Vermittler zwischen Tradition und Philosophie, zwischen religiösem Erbe und intellektueller Reflexion.

©Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit
Christen & Juden im Dialog April 2026/ Nissan 5786

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

„Ich selber kann und mag nicht ruhn“

**Paul Gerhardt schrieb „Geh aus, mein Herz“
in einer Zeit, in der die Menschen Trost und
Aufmunterung dringend brauchten**

Vom barocken "Dichterpfarrer" stammen einige der schönsten Lieder im Gesangbuch, bildhaft und ermutigend. Viele wissen: Paul Gerhardt hatte ein schweres Schicksal. Vier Kinder sind ihm gestorben und dann auch seine Frau, im Alter von 46 Jahren, nach nur 13 Ehejahren. sich den Lebensunterhalt selbst verdienen. Gerhardt unterrichtete die Kinder des Pfarrers der Wittenberger Stadtkirche. Und er entschied sich, Lieder zu schreiben.



Das 17. Jahrhundert war eine Epoche des Singens, der Lieder, der frommen Poesie — auch während der Pest und mitten im Dreißigjährigen Krieg. Der begann, als Paul Gerhardt elf Jahre alt war, und wütete in Wellen. Zur Mitte des Jahrhunderts, als der Krieg vorbei war, war die Bevölkerung im damaligen Brandenburg um die Hälfte geschrumpft, Städte waren verbrannt, Dörfer verfallen, Felder lagen brach, viele Menschen waren Seuchen zum Opfer gefallen, viele andere hungerten.

Städte waren verbrannt, Dörfer verfallen, Felder lagen brach

Früher Kindstod, die Erfahrung, dass die Liebsten sterben - für die Menschen im 17. Jahrhundert war das nichts Ungewöhnliches, aber wohl genauso schrecklich wie für uns. Paul Gerhardt, geboren 1607, hat auch seine Eltern früh verloren, er wuchs bei Verwandten in seiner Geburtsstadt Gräfenhainichen auf, bei Wittenberg. Die schickten ihn auf ein Elite-Internat, die Grimmaer Fürstenschule. Da durften die Schüler auch außerhalb des Unterrichts nur Latein sprechen, auf dem Lehrplan standen Religion, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Musik und Astronomie. Und Dichten: das Um- und Nachdichten antiker Texte. Der Schüler war fleißig und begabt, aber, so scheint es, kein Überflieger.

Es folgte das Studium, Theologie in Wittenberg, rund 14 Jahre. Da ging es ihm wie vielen Studenten: Er musste

Not und Sorgen auf der einen Seite, Lebenshunger auf der anderen: Die Menschen bewunderten das höfische Zeremoniell und die Gärten des

Adels. Sie bewunderten und ahmten es nach, wo sie konnten. Sie besangen „Narzissus und die Tulipan“ — ausgerechnet Tulpen, die zu Anfang des Jahrhunderts ein Vermögen kosteten und in den Niederlanden die erste Spekulationsblase der Wirtschaftsgeschichte ausgelöst hatten. Die Menschen suchten Trost in der Schönheit und der Natur und in den Liedern von Paul Gerhardt. „Befiehl du deine Wege“ gilt bis heute als das große Trostlied: „Hoff, o du meine Seele, hoff und sei unverzagt. Gott wird dich aus der Höhle, da dich der Kummer jagt, mit großen Gnaden rücken.“ Aber auch Ermutigung und Gotteslob waren gefragt —Wach auf, mein Herz, und singe“.

„Dein Wort sei meine Speise, bis ich gen Himmel reise“: Paul Gerhardt war schon 44 Jahre alt, aber noch nicht verheiratet, als er seine erste Pfarrstelle antrat, in Mittenwalde. Sechs Jahre später, kurz nach dem Tod der ersten Tochter, die nur ein halbes Jahr alt geworden war, zogen die Gerhardts nach Berlin. Paul Gerhardt wurde Pfarrer an der Nikolaikirche. Er muss ein guter lutherischer Pfarrer gewesen sein, ein guter Seelsorger und durch seine Lieder bald über die Grenzen Berlins hinaus bekannt (die Stadt hatte nach dem Dreißigjährigen Krieg nur mehr 6000 Einwohner). Denn als er — wie viele Kollegen — in Konflikt mit dem Kurfürsten geriet, der reformierten Glaubens war, unterstützte ihn seine Gemeinde. Zuallererst protestierten die Handwerker, als Paul Gerhardt sein Amt verlor: „Unser geliebter Prediger und Seelsorger soll uns entzogen werden.“ 1668 nahm Paul Gerhardt, inzwischen Witwer, eine Stelle in Lübben an. Nach dem Tod seiner Frau hat er wohl überhaupt nicht mehr gedichtet, jedenfalls sind keine Lieder aus dieser Zeit überliefert. Paul Gerhardt lebte in bescheidenen Verhältnissen und starb am 27. Mai 1676.



Für seinen Ruhm sorgten andere -die Komponisten und Liedersammler, die seine wunderbaren Lieder in die Welt trugen.

Anne Buhrfeind ist Textchefin bei chrismon.

Davor war sie stellvertretende Chefredakteurin "Gala" und "woman" in Hamburg.

ILLUSTRATION: LAURA BREILING FÜR CHRISMON

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 30.10.2025 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
Oktober 2026**

Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit unseren Kooperationspartnern

Donnerstag, 03.09.2026, 19 Uhr

Augustinum 

Am Hohen Tore 4A

19. 00 Uhr Augustinus-Saal

Eintritt 8 Euro

Broadway Musicals

Zum jüdischen Einfluss auf die Musicals seit den 1930er Jahren

Konzert mit Nicole Jukic (Gesang) & Frank Sommerfeld (Gitarre)

Der jüdische Einfluss auf die Geschichte der modernen populären Musikkultur ist nicht zu unterschätzen. Es waren vor allem Nachfahren jüdischer Emigranten aus Osteuropa, die in Amerika als Komponisten oder Texter erfolgreich und stilbildend Beiträge für die Entwicklung der Musikkultur leisteten, so auch im Bereich der modernen Musicals, für die der Broadway in New York die Heimstätte war. Beispiele aus den 1930er und 1940er Jahren sind z.B. die Musicals "Porgy And Bess" von George und Ira Gershwin ("Summertime"), "Carousel" von Richard Rodgers und Oscar Hammerstein ("You'll Never Walk Alone") oder "Show Boat" von Jerome Kern ("Ol' Man River"). Wenn man die Leinwandmusicals

hinzunimmt, muss der Film "Der Zauberer von Oz" genannt werden. Jüdischer Komponist war Harold Arlen, der bekannteste Song daraus ist "Somewhere Over The Rainbow". Diese Liste lässt sich lange fortsetzen bis in die Zeit der Rock- und Popära: "My Fair Lady", "West Side Story", "Sound of Music", "Les Miserablés", "Miss Saigon" stammen allesamt von jüdischen Komponisten.

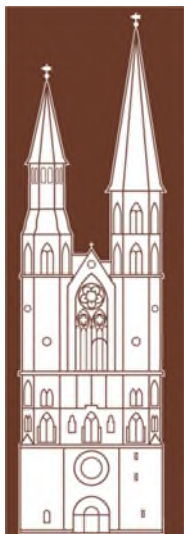


Sängerin Nicole Jukic und Gitarrist Frank Sommerfeld präsentieren viele der bekannten Songs, die häufig zum Bestandteil des Great American Songbooks geworden sind. Mit ihren Erläuterungen gehen sie auf musikalische und inhaltliche Bezugspunkte von Musicals und

Judentum ein. Musikalisch kamen die Anknüpfungspunkte gerade nicht aus der Klezmer-Tradition. Anleihen erfolgten bei musikalischen Motiven aus Ragtime, Blues und Jazz. Sehr interessant ist auch die Wahl der Thematik vieler Musicals. Inhaltlich geht es eher nicht um typisch jüdische Themen, aber die Erfahrungen der jüdischen Einwanderer haben dennoch großen Einfluss. Schließlich haben die Familien, die als Einwanderer nach Amerika gekommen waren, Antisemitismus erfahren - auch in ihrer neuen Heimat. Viele Musicals erzählen Geschichten von Ausgrenzung und Ungerechtigkeit und haben die Frage der Identität anhand anderer Randgruppen zum Thema.

Nicole Jukic konzertiert mit Soloprogrammen und als ausgezeichnete Vocalistin in verschiedenen Formationen. So hatte sie schon in 2010 den Kasseler Kunstpreis erhalten. Zuletzt wurde sie beim Rock- und Pop-Preis 2021 der Deutschen Popstiftung zweifach ausgezeichnet.

Frank Sommerfeld ist als Gitarrist in der Kasseler Musikszene zuhause. Seit vielen Jahren konzipiert er das musikalische Rahmenprogramm der "Gedenkveranstaltungen zum Novemberpogrom von 1938 und dem Beginn der Deportationen jüdischer Familien aus Guxhagen", die in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Breitenau veranstaltet werden. Hieraus hat sich das eigenständige Programm zum jüdischen Einfluss auf Musicals entwickelt.



Veranstaltungsreihe von September bis November 2026 in der St. Katharinengemeinde: Projekt „EXODUS“

Die Gemeinde St. Katharinen Braunschweig plant in Kooperation mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Nds.-Ost ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm.

Im Zeitraum von September bis November 2026 wollen wir Sie zu Vorträgen mit dem Rabbiner Walter Rothschild und der Rabbinerin Karin Engel, beide aus Berlin, einladen.

Rabbiner Rothschild wird an folgenden Terminen zu uns sprechen:

Di., 8. September: Yosef der Sohn

Nachdenken über eine biblische Familien- und Geschwister-Konstellation. Der Beginn eines Lebensweges zwischen Trauern und Träumen.

Di., 6. Oktober: Yosef der Hebräer

Die Geschichte erzählt von den Mühen der Ebene und dem Weg einer Wandlung: Vom Opfer zum Berater, von Intrigen und Missbrauch zur prophetischen Traum-Interpretation

Di., 27. Oktober: Yosef der Ägypter

Befreit und gefordert. Wie Yosef auf dem Höhepunkt seiner Karriere seine Herkunftsfamilie wiederentdeckt, mit dem Tod seines Vaters umgeht und seine eigene Bestattung plant. Ein Mensch, der in die Fremde geht und seine Wurzeln (wieder)findet.

Frau Rabbinerin Engel wird Themen aus dem zweiten Buch Mose / Exodus behandeln.

Und zwar am 3., 10. und 24. November 2026. Leider standen ihre Themen zum Redaktionsschluss noch nicht fest.

Alle Veranstaltungen finden um 18.30 Uhr im Gemeindesaal statt. In den Pausen wird ein kleiner Imbiss gereicht.

Im Zentrum dieses Projektes steht am Sonntag, den 1. November 2026 um 17 Uhr, das Konzert mit der Aufführung von Georg Friedrich Händels „Israel in Ägypten“ und Georg Philipp Telemanns „Das befreite Israel“. Am Montag, 26. Oktober 2026, haben Sie die Möglichkeit ab 19.45 Uhr an einer öffentlichen Probe teilnehmen zu können.

Gesprächskreis

☞☞ Gemeindehaus St. Katharinen
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.

Dienstag, 18. August 2026



Propst Heinrich Grüber (1891 – 1975) setzte sich während der NS-Diktatur tatkräftig gegen Unrecht und insbesondere für verfolgte Christinnen und Christen jüdischer Herkunft ein. Ab 1938 unterstützte das von ihm ins Leben gerufene „Büro Grüber“ Juden und Jüdinnen dabei, das Land zu verlassen. Zwei Jahre später schlossen die Nationalsozialisten die Hilfsorganisation der Bekennenden Kirche. Heinrich

Grüber wurde im Dezember 1940 ins Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht



In ihrem Vortrag wird **Dr. Katrin Grüber**, Enkelin von Propst Heinrich Grüber und Vorsitzende des Fördervereins der Gedenkstätte und des Museums Sachsenhausen e.V., Einblick in sein Leben und Wirken geben.

Dienstag, 15. September 2026



Leopold Zunz (1794–1886)-
Wegbereiter einer „Wissenschaft des Judentums“

Der Rabbiner und Wissenschaftler war zeitlebens ein Vorkämpfer der Demokratie, er hatte sich 1848 der Märzrevolution angeschlossen. Er gilt als Begründer der »Wissenschaft des Judentums«. Heinrich Heine,

mit dem er gut bekannt war und den er mehrmals in dessen Pariser »Matratzengruft« besuchte, nannte Zunz einen »Mann der Rede und der Tat«, der geschaffen und gewirkt habe, »wo andere träumten und mutlos hinsanken«.

Der Vortrag widmet sich dem Lebensweg von Leopold Zunz vom einstigen Schüler der Wolfenbütteler Samsonschule hin zum Wegbereiter des reformorientierten Judentums.

Unser Gast, Elke-Vera Kotowski, studierte Politische Wissenschaft, Literaturwissenschaft, Philosophie; forscht und lehrt seit 1994 an der Universität Potsdam. Sie ist Chefkuratorin der Moses Mendelssohn Stiftung und Geschäftsführende Direktorin am Moses Mendelssohn Institut.



Wir führen diese Veranstaltung in Kooperation
mit der Evangelischen Erwachsenenbildung
Niedersachsen und in deren pädagogischer Ver-
antwortung durch.



**☞ Vom Montag, 12. Oktober 2026 bis Freitag, 24. Oktober 2026 sind
Herbstferien in Niedersachsen.
In diesem Zeitraum findet kein Gesprächskreis statt.
Der nächste Gesprächskreis ist am
17. November 2026**

Dienstag, 17. November 2026

Geplant - Filmnachmittag

**Mythos - Die größten Rätsel der Geschichte - Die verlorenen Stämme
Israels**

Seit fast 3000 Jahren gelten sie als verschwunden: zehn der zwölf Stämme des biblischen Volkes Israel. Jetzt haben Archäologen mögliche Hinweise auf ihre Nachkommen gefunden.

Gut zu wissen.....

Doku-Reihe über jüdisches Leben in Europa

Mit „60sec.mentsh“ startet JEWLIF (Jüdisches Leben in Europa e.V.) eine neue europaweite Dokumentarfilmreihe, die jüdisches Leben in all seinen Facetten zeigt. Jeder Film erzählt in 60 Sekunden die Geschichte einer Person. Die Organisatoren erklären: „Antisemitismus nimmt in Europa seit dem 7. Oktober 2023 spürbar zu. Gleichzeitig haben viele junge Menschen kaum noch persönlichen Kontakt zu jüdischem Leben – ihre Meinungsbildung wird stark durch Online-Plattformen geprägt.“ Hier setze „60sec.mentsh“ an: „Mit starken Bildern, klaren Botschaften und den Mechanismen sozialer Medien setzt die Filmreihe ein Gegenangebot zu Hass, Stereotypen und Desinformation. Das Ziel: Empathie schaffen, Neugierde wecken, Haltung fördern.“ Foto: 60secmentsh Online einsehbar unter: www.mentsh.eu/60sec

Plattform „Dokumente Kirchen und Judentum“

Eine Internet-Plattform dokumentiert seit wenigen Wochen die Verlautbarungen der christlichen Kirchen weltweit zum Verhältnis zwischen Christentum und Judentum seit 1945. In mehr als 1000 deutschsprachigen und internationalen Dokumenten der evangelischen und katholischen Kirchen sowie der Orthodoxie, der Anglikanischen Kirche, der Bischofskonferenzen, des Vatikans, des Ökumenischen Rats der Kirchen et cetera äußern sich die christlichen Kirchen zu ihrem meist von Respekt und Anerkennung geprägten Zugang zum Judentum. Neben den Verlautbarungen der einzelnen Kirchen finden sich auch Texte jüdischer Vereinigungen sowie zahlreiche gemeinsam verfasste Texte, die den christlich-jüdischen Dialog und die interreligiöse Verbundenheit in den Blick nehmen. Mehr Informationen unter: www.dokumente-kirchen-judentum.de

Berliner Missionswerk, Georgenkirchstr. 69 / 70, 10249 Berlin

05 2FB6 A800 00 2000 2EA6

DV 06 26 0,38 Deutsche Post

DIALOGPOST



* 746 / 1 / 5 *

Herrn Siegfried Graumann
Auf dem Brink 9
38112 Braunschweig



175 Jahre Mut zur Bildung: Vom
Waisenhaus zur Exzellenten
Deutschen Auslandsschule war
es ein weiter Weg. Danke, dass
Sie Talitha Kumi begleiten!

175 Jahre Talitha Kumi: Bildung, die verbindet

Berlin, Juni 2026

Sehr geehrter Herr Graumann,

175 Jahre Talitha Kumi – das sind **175 Jahre Mut zur Bildung. 175 Jahre Verantwortung für junge Menschen**, selbst in Zeiten tiefgreifender Unsicherheit. Und **175 Jahre in der festen Überzeugung: Bildung verändert Leben.**

Gegründet wurde Talitha Kumi **im Jahr 1851** von Kaiserwerther Diakonissen in Jerusalem als **Waisenhaus für christlich-arabische Mädchen**. Diese Mädchen waren dreifach benachteiligt: als Waisen in einer Gesellschaft, in der das Netz der Großfamilie lebenswichtig ist; als Christinnen in einer mehrheitlich muslimischen Umgebung; und als Mädchen in einer stark patriarchal geprägten Gesellschaft. Ihnen Bildung zu ermöglichen, war damals alles andere als selbstverständlich.

Aus diesem Anfang ist über die Jahrzehnte ein besonderes Schulzentrum gewachsen. Heute liegt Talitha Kumi in **Beit Jala im Westjordanland**, unter Trägerschaft des Berliner Missionswerks und begleitet Kinder und Jugendliche **vom Kindergarten bis zum Abitur**. Bereits in den 1980er-Jahren führte Talitha Kumi als **erste Schule im Westjordanland die gemeinsame Bildung von Mädchen und Jungen** ein. Seit einigen Jahren ist sie zudem als **Exzellente Deutsche Auslandsschule** anerkannt.

Doch so beeindruckend diese Entwicklung ist: Die Lage in der Region ist aktuell von **großer Unsicherheit geprägt**. Auch in diesem Jahr mussten Schülerinnen und Schüler zeitweise per Videounterricht beschult werden. **Für viele Familien ist der Alltag eine permanente Herausforderung.**

-bitte wenden-



Bildung,
die verbindet
بالعلم نلتقي

Gerade in solchen Zeiten zeigt sich, wie wichtig Orte sind, die **Stabilität, Verlässlichkeit und Perspektive** bieten. Talitha Kumi will ein solcher Ort bleiben. Dafür braucht es qualifizierte Lehrkräfte, funktionierende Infrastruktur, pädagogische Begleitung und die Möglichkeit, Familien zu unterstützen, für die Schulgeld allein nicht mehr leistbar ist.

175 Jahre Talitha Kumi sind kein Selbstläufer. Sie sind das Ergebnis von Menschen, die Verantwortung übernommen haben – Generation für Generation.

Vielleicht unterstützen Sie die Arbeit des Berliner Missionswerks bereits. Vielleicht haben Sie Talitha Kumi bislang noch nicht gezielt gefördert. Dieses Jubiläum ist eine besondere Einladung: **Werden Sie Teil einer langen Geschichte, die bis heute wirkt und helfen Sie mit, sie in die Zukunft zu tragen.**

Mit Ihrer Spende sichern Sie den fortbestand Talitha Kumis und stärken einen Bildungsort, der seit 175 Jahren Kindern und Jugendlichen Halt gibt. Gerade dann, wenn das Umfeld unsicher ist.

Mit herzlichen Grüßen



Ihr

Dr. Ulrich Schöntube
Direktor

PS: Als Talitha Kumi 1851 gegründet wurde, wagten Menschen Bildung gegen alle Widerstände. **Wenn Sie heute spenden, knüpfen Sie an diesen Mut an** und helfen, dass auch kommende Generationen lernen und wachsen können.

SPENDEN SIE
ONLINE FÜR
TALITHA KUMI:

